

Zeitschrift: Zeitschrift für pädagogische Historiographie
Herausgeber: Pädagogische Hochschule Zürich
Band: 15 (2009)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen

**Heinz-Elmar Tenorth/Rolf Lindner/Frank Fechner/
Jens Wietschorke (Hrsg.): Friedrich Siegmund-
Schultze (1885–1969)**

*Huldigungsschrift oder Dokumentation einer anre-
genden Tagung?*

• Michael Geiss

Was kann man sich von einem Sammelband, der einer einzigen Person gewidmet und zudem aus einem Symposium zu dessen 120. Geburtstag hervorgegangen ist, an neuen Einsichten für die Historische Bildungsforschung versprechen? Nicht viele, wenn die historische Erforschung erziehungswissenschaftlicher Gegenstände nicht primär der Huldigung als zentral verstandener Autoren frönen soll. Zu wahrscheinlich ist, dass sich sowohl Veranstaltung als auch Publikation darin erschöpfen, die Bedeutung des Gefeierten an den immer gleichen Texten zu belegen, dessen Vernachlässigung in der bisherigen Historiographie zu beklagen oder auch ganz neue, an überraschenden Quellenfunden profilierte Interpretationen vorzulegen, die aber wenig Relevanz ausserhalb des kleinen Kreises der Gratulanten besitzen.

Diesen Gefahren erliegt der vorliegende Tagungsband nicht, wie schon die Einführung des Mitherausgebers Rolf Lindner zeigt. Entlang den «Facetten einer Persönlichkeit» führt er die unterschiedlichen Zugänge zum Gegenstand aus, die sowohl in den verschiedenen Herkunftsdisziplinen der Beiträger gründen, als auch aus diversen Handlungsfeldern gespeist werden. So ist Siegmund-Schultze in seiner praktischen Arbeit für Ökumene, Friedensarbeit und Sozialarbeit von Interesse, antwortet in seinen Schriften aber auch auf Probleme der zeitgenössischen Theologie. Er taugt zu einer Rekonstruktion der frühen erziehungswissenschaftlichen Disziplinbildung in Deutschland ebenso wie zur historischen Aufarbeitung ethnographischer Studien ausserhalb der sonst im Verdacht stehenden Disziplinen. Lindner ist es ein Anliegen, dass die «Würdigung der Person» nicht zur «Verklärung» (S. 10) verkomme. Zu widersprüchlich sei Siegmund-Schultzes Changieren zwischen Patriotismus und Pazifismus im Kontext des Ersten Weltkrieges. Auch dass der Gefeierte noch nach 1945 keinen Grund sah, vom Begriff der «Volksgemeinschaft» in seiner pädagogischen Konzeption abzurücken, wird in den einzelnen Aufsätzen keineswegs unterschlagen.

Von den insgesamt neun Beiträgen nähern sich die ersten beiden ihrem Gegenstand aus theologi-

scher bzw. religionsgeschichtlicher Perspektive. Wolfgang Grünberg weist in Siegmund-Schultzes Aufsatz *Die soziale Erneuerung des Christentums und die Einheit der Kirche* (1923) dessen Nähe zur Spiritualität der Quäker nach. Wolfram Weisse hingegen verortet den Protagonisten innerhalb der Ökumenischen Bewegung. Siegmund-Schultze erscheint bei ihm als «das «andere» Gesicht im deutschen Protestantismus» (S. 33f.) und müsse in einem Atemzug mit Dietrich Bonhoeffer genannt werden, schliesst Weisse etwas emphatisch.

Christoph Sachsse geht kaum auf Siegmund-Schultze als Person ein, was einen Gewinn darstellt. Seine Untersuchung rekonstruiert vielmehr die in England entstandene und dann vor allem auch in den Vereinigten Staaten prosperierende Settlementbewegung und verortet Siegmund-Schultzes «Soziale Arbeitsgemeinschaft» (SAG) in diesem Kontext. Der junge Pfarrer hatte, nachdem er 1910 durch Kaiser Wilhelm II. an die Friedenskirche in Potsdam-Sanssouci berufen worden war, seine Stellung kurze Zeit später wieder aufgegeben und im Osten Berlins ein *Settlement* nach Vorbild der *Toynbee Hall* in London gegründet. Kennengelernt hatte er diese nachbarschaftliche Form der Sozialarbeit 1908 bei einem Besuch in England. Sachsse geht sowohl auf die sozialphilosophische Begründung als auch auf die organisatorische Entstehung und Entwicklung der *Settlements* ein und unterscheidet englische und nordamerikanische Ausprägungen. Das dreifache Aufgabenfeld von *relief*, *research* und *reform* sei, so der Autor, erst in den USA wirklich zum Tragen gekommen.

An dieser Stelle setzt Jens Wietschorkes Beitrag ein und fragt weniger nach dem nachbarschaftlichen Engagement und der sozialreformerischen Relevanz der SAG, sondern rekonstruiert ihr Modell einer empirischen Sozial- und Stadtforschung. Wietschorkes Untersuchung sticht nicht allein durch ihren ethnographiegeschichtlichen Zugang hervor, sondern zeichnet sich auch durch die innovative Auswahl der Quellen aus. Besonders deutlich wird dies in seiner Auswertung des Feldtagebuchs einer Mitarbeiterin der SAG, die im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung dem Berliner Fabrikalltag auf den Grund gegangen ist. Da Wietschorke aber nicht auf der Ebene historischer Kuriositäten verweilt, sondern auch auf abstrakterem Niveau generalisiert, lassen sich aus seinem Beitrag zudem Anregungen für eine innovative Historische Bildungsforschung entnehmen.

Für die Disziplingeschichte zeigt Heinz-Elmar Tenorth, wie sich diese an Siegmund-Schultze nachzeichnen lässt. In drei Schritten rekonstruiert Te-

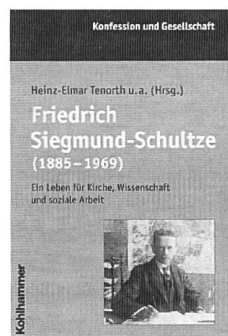
north die beginnende Institutionalisierung der erziehungswissenschaftlichen Disziplin in Deutschland. Zunächst rückt er die akademische Karriere Siegmund-Schultzes ins Zentrum. Dieser habe zwar nie eine ordentliche Professur erlangt, wurde im Gegensatz zu Siegfried Bernfeld in Berlin aber von Spranger protegiert und fiel dann erst den weiteren politischen Entwicklungen zum Opfer. Dass Siegmund-Schultzes Verständnis der Pädagogik und Sozialpädagogik weitestgehend dem «herrschenden Reflexionstypus im Umkreis der reformpädagogischen Bewegungen» (S. 77) entsprochen habe, wird in einem zweiten Schritt herausgestellt. Erst in der Sozialethik habe er die Grenzen der Disziplin verlassen. Ein Blick auf die zeitgenössische Wahrnehmung und nachgängige Rezeption runden das disziplinäre Bild ab.

Paul Ciupke weist auf die fehlende Wahrnehmung Siegmund-Schultzes als Erwachsenenbildner hin, räumt aber selbst ein, dass dieser an der Konstituierung einer Disziplin und Profession der Volksbildung nur am Rande beteiligt gewesen sei. Dieser Eindruck bestätigt sich auch, wenn Ciupke die konkrete jugend- und erwachsenenbildnerische Arbeit der SAG näher in den Blick nimmt. Verglichen mit anderen Trägern in Berlin war deren Erwachsenenbildung quantitativ gesehen eher marginal. Betrachtet man aber Siegmund-Schultze innerhalb eines ideologisch beeindruckend breiten personalen Netzwerkes, zeigt sich, dass er in der Volksbildungsszene der Weimarer Republik durchaus präsent war.

Zum thematischen Abschluss wird Siegmund-Schultze als christlicher Pazifist gewürdigt. Christoph Demke fragt nach der Relevanz seiner Schriften für das heutige Friedensengagement. Bei Thomas Nauert geht es dann gänzlich nicht mehr um den historischen Blick auf einen vergangenen Pazifismus, sondern um die Strukturen und Motivationen der aktuellen Arbeit für den Frieden. Der folgende reich bebilderte Beitrag von Frank Fechner gibt zudem einen Eindruck der wechselhaften Nutzungsgeschichte des Ulmenhofs, der 1920 zunächst von der SAG erworben und als Kinderheim genutzt wurde und heute als Wohn Einrichtung für Menschen mit Behinderung weiter besteht. Jens Wietschorkes biographischer und bibliographischer Überblick und ein Personenregister am Ende des Bandes machen das kleine Buch auch als Einstieg in Werk und Leben Siegmund-Schultzes sowie die Geschichte des *Settlements* in Deutschland attraktiv.

Wenn es wenig zu bemängeln gibt, richtet sich der Blick auf Dinge, die gewöhnlich ungenannt bleiben. Etwas überraschend ist, dass nur einer der vier Herausgeber auf dem Deckblatt genannt wird und die anderen mit «u.a.» abgekürzt werden. Gleichwohl ob dies eine Verlagsentscheidung war, die aus gestalterischen Gründen erfolgte, oder vom Herausgeberkreis so entschieden wurde, wäre es doch zu wünschen, dass alle beteiligten Editoren auch gut sichtbar auf dem Deckblatt aufgeführt

würden. Dies schmälert jedoch die inhaltliche Güte des kleinen Tagungsbandes in keiner Weise, und es ist zu wünschen, dass weitere anregende Tagungen und gründliche Publikationen dieser Art folgen werden.



Heinz-Elmar Tenorth/
Rolf Lindner/Frank Fechner/
Jens Wietschorke (Hrsg.):
Friedrich Siegmund-Schultze
(1885–1969). Ein Leben für
Kirche, Wissenschaft und
soziale Arbeit.
Stuttgart: Kohlhammer
2007. 156 S. 17 sw-Abb.
CHF 39.20, EUR 22.–
ISBN 978-3-17-019948-4

Michael Zimmer-Müller: Grenzenlose Pädagogen

Eine unbekannte Seite deutscher Pädagogik

• Sabine Baum

In der 2008 veröffentlichten Dissertation untersucht der Erziehungswissenschaftler Michael Zimmer-Müller vergleichend die internationale Rezeption in deutschen und amerikanischen pädagogischen Zeitschriften als Vorläufer, bzw. als Ausschnitt des Prozesses der Internationalisierung der Pädagogik in beiden Staaten.

Die Studie basiert in erster Linie auf dem umfangreichen Datenmaterial eines DFG-Projektes. Die Auswahl der erhobenen internationalen Zeitschriftenbeiträge will das gesamte Spektrum der pädagogischen Fachpresse im Untersuchungszeitraum (1871–1945) berücksichtigen und sowohl die Diskursebene der pädagogischen Praxis als auch die universitäre Auseinandersetzung mit Pädagogik repräsentieren. Berücksichtigung fanden daher allgemein-pädagogische, reformorientierte, pädagogisch-psychologische, im Falle Deutschlands auch explizit internationale pädagogische Zeitschriften, sowie an die Lehrerschaft gerichtete Periodika (S. 48ff.). Zur Analyse wurden nur Hauptartikel herangezogen, deren Bezug zum Ausland entweder durch einen Verweis im Titel oder Untertitel zu erkennen war, die in einer fremden Sprache oder von einem ausländischen Autor verfasst waren oder die die Übersetzung eines Artikels darstellten. Erfasst wurden ausserdem Artikel zu «pädagogischen Klassikern», «sofern sie nicht der jeweils eigenen Theorietradition entstammen» (S. 51). Für den Fokus auf die personale Ausgestaltung des Diskurses wurden Biographierecherchen durchgeführt.

Im einleitenden Kapitel (S. 11–57) skizziert der Autor kurz die Genese der Bildungssysteme und der Erziehungswissenschaft beider Länder und den Forschungsstand zur Internationalisierung der Pädago-

gik, bevor er die Fragestellung der Untersuchung spezifiziert und die Methoden und die Materialgrundlage vorstellt.

Anhand der Zeitschriftenauswahl wird im zweiten Kapitel (S. 57–97) die Auslandsrezeption in der amerikanischen und deutschen Pädagogik in den Jahren 1890–1944 quantifizierend beschrieben, mit dem Ziel, die Struktur der Rezeption darzustellen und Auskünfte über zeitliche Konjunkturen, thematische Schwerpunkte und Länderbezüge zu erhalten. Der Autor sieht die Auslandsrezeption als feste Konstante der Berichterstattung beider Länder. Durchschnittlich betrug der Anteil der Auslandsrezeption beider Samples an den Zeitschriftenbeiträgen etwa 10% (S. 96). Den «recht groben Befunden» über die Frequenzen der Auslandswahrnehmung entnimmt der Autor einige Trends. Während in den amerikanischen Zeitschriften der Rezeptionshöhepunkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts liegt und mit dem noch im Aufbau befindlichen amerikanischen Bildungssystem und dem damit verbundenen Bedürfnis nach Informationen verknüpft wird, zeigt sich der Rezeptionshöhepunkt in den deutschen Zeitschriften in den zwanziger Jahren, resultierte zum Teil aus Reformwünschen, drückte aber auch die internationale Isolation Deutschlands und den Beginn internationaler Vergleiche aus (S. 92ff.). Zimmer-Müller verweist hinsichtlich der Konjunkturen der Länderbezüge auf interessante Zusammenhänge mit politischen Entwicklungen. So spiegelt die Rezeptionshäufigkeit bestimmter Länder in deutschen Zeitschriften etwa die Bündnisfrage des Krieges wider. Fraglich scheint jedoch, ob das dargestellte Zahlenmaterial tatsächlich die Daten bietet, um das Fazit zu Kapitel 2 (S. 91) zu formulieren. Die Aussage: «In Deutschland, einer der Verlierernationen des Ersten Weltkrieges, wird in den Weimarer Jahren der vorübergehende Einfluss weniger nationalistischer Pädagogen deutlich», droht zunächst eine etwas verstellte historische Sicht auf Deutschland und den Diskurs deutscher Pädagogen zu bieten, zumal man im folgenden Satz über die «Bemühungen zahlreicher deutscher Pädagogen um eine intensive Völkerbundarbeit» liest. Das schräge Bild, das hier entstehen könnte, wird aber in den nachfolgenden Kapiteln, nachdem die Träger des deutschen Auslandsdiskurses näher betrachtet werden, zurechtgerückt.

Im dritten Kapitel werden die Struktur der Autorenschaft des internationalen Zeitschriftendiskurses und die Unterschiede zwischen den Publikationsfrequenzen der Autoren beider Länder näher bestimmt. Über die Analyse der Publikationsfrequenzen, das heisst aufgrund der Häufigkeit oder der Länge der Veröffentlichungen der einzelnen Autoren, identifiziert Zimmer-Müller die Träger des Diskurses. In den beiden folgenden Kapiteln werden die ausgewählten 196 Autoren, ihre Beiträge und deren Bedeutung für die internationale Zeitschriftenrezeption näher vorgestellt, wobei es Zimmer-Müller eher darum geht, die Hintergründe für die

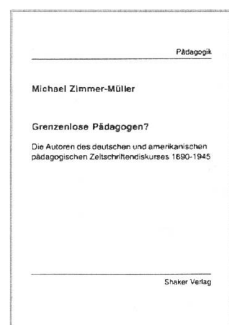
Rezeption zu erfragen, als darum, die Auswirkungen zu belegen (S.137).

Im vierten Abschnitt werden zunächst Internationalitäts- und Rezeptionsformen differenziert und die Autorenschaft durch soziodemographische Merkmale weiter spezifiziert. Anhand des Beispiels von Georg Kerschensteiner arbeitet Zimmer-Müller Formen persönlicher Internationalität, wie Auslandsrezeption, -reisen und -kontakte, die Übersetzung eigener Werke und Ehrungen im Ausland heraus, anhand derer er später die Autoren des internationalen Zeitschriftendiskurses untersucht (S. 139ff.). Die Ausdrucksformen persönlicher Internationalität ordnet Zimmer-Müller im 5. Kapitel in die zeitlichen und thematischen Konjunkturen internationaler Berichterstattung ein und bringt sie mit politischen und fachhistorischen Ereignissen in Zusammenhang – bilden doch «Politische Grossereignisse und gesellschaftliche Umwälzungen, die Krieg und Migration verursachten, [...] die Rahmenbedingungen, die aus nicht-internationalen – also «ganz normalen» – internationale Pädagogen werden liessen» (S.141).

Mit der Betrachtung von Berufsgruppen, welchen die Verfasser der Zeitschriftenartikel angehören, beginnt der interessant zu lesende Teil der Arbeit. Hier zeigt Zimmer-Müller zum Beispiel, dass sich im Deutschen Reich vor allem die Lehrer mit dem Ausland befassten. Die deutschen Erziehungswissenschaftler hingegen machten nur 1/5 der Träger des Diskurses aus, während in den USA 42,5% Erziehungswissenschaftler und 82,2% Hochschulangehörige waren. Wenn auch im Verlaufe der Zeitspanne zwischen 1919 und 1933 die Beteiligung von Wissenschaftlern in deutschen Zeitschriften zunahm, stellt Zimmer-Müller (S. 226) fest, dass immer noch wenige Vertreter der wissenschaftlichen Pädagogik mit Beiträgen beteiligt waren. Dies gelte vor allem für die Vertreter der Geisteswissenschaftlichen Pädagogik, obgleich sie ab 1926 in ihrer Zeitschrift *Die Erziehung* Raum für entsprechende Veröffentlichungen gehabt hätten.

Im 5. und letzten Kapitel (S. 171–303) vor der Schlussbetrachtung verfolgt die Untersuchung, unterteilt in die Zeiträume 1890 bis 1918, 1919 bis 1933 und 1934 bis 1944, im bilateralen Vergleich verschiedene Facetten der Auslandsberichterstattung, unter anderem anhand inhaltlicher Analysen der Artikel. Die Motive und Hintergründe der Auslandsrezeption der Autoren werden beleuchtet und die Autoren und ihre Rolle für den Zeitschriftendiskurs und die Internationalisierung der Pädagogik betrachtet. Zimmer-Müller gelingt es hier, einige interessante Tendenzen und Entwicklungen darzustellen, z.B. die Verknüpfung von Disziplinbildungsprozessen und Auslandswahrnehmung oder die Veränderung der Artikel im zeitlichen Verlauf von Auslandsberichten hin zur internationalen Publikation von Forschungsergebnissen. Das reichhaltige Datenmaterial bietet dem historisch interessierten Pädagogen darüber hinaus Anknüpfungspunkte

für eigene Recherchen. Da die Träger des Diskurses der Auslandsrezeption in deutschen Zeitschriften nicht diejenigen waren, die den pädagogischen Diskurs in Deutschland bestimmten, findet der Lesende Informationen über wenig bekannte oder vergessene deutsche Autoren, deren pädagogische und politische Sichtweisen eine eher unbekannte Seite deutscher Pädagogik beleuchten – eine, die eben nicht nur national oder nationalistisch ausgerichtet war.



Michael Zimmer-Müller:
Grenzenlose Pädagogen?
Die Autoren des deutschen und amerikanischen pädagogischen Zeitschriftendiskurses 1890–1945
Aachen: Shaker 2008.
496 S.
EUR 49.80
ISBN 978-3-8322-6858-9

Jonas Flöter/Christian Ritz (Hrsg.): Bildungsmäzenatentum

Studien zu einem blinden Fleck der Historiographie

• Carla Aubry

Das gegenwärtige öffentliche Interesse an Fragen zur Finanzierung von Bildung angesichts knapp bestückter Staatskassen steht in auffallendem Gegensatz zur historischen Forschungslage. Vereinzelt finden sich einige historische Studien mit Schwerpunkt auf Stipendienstiftungen im universitären Bereich oder Mäzenatentum als Form bürgerlichen Handelns, wobei hier aber in erster Linie die finanzielle Unterstützung von Kunst und Kultur eine zentrale Rolle spielt und Bildung nur marginal abgehandelt wird.

Der vorliegende Sammelband *Bildungsmäzenatentum. Privates Handeln – Bürgersinn – kulturelle Kompetenz seit der Frühen Neuzeit* von Christian Ritz und Jonas Flöter greift dieses Forschungsdesiderat auf und möchte so ein «neues Feld der historischen Bildungsforschung» erschliessen (S. 12). Bildungshistoriker, Erziehungswissenschaftler und Sozialhistoriker nähern sich dem Gegenstand aus der jeweiligen Forschungsperspektive, wobei sich die Qualität der Beiträge hinsichtlich Analyseschärfe beträchtlich unterscheidet.

Der Sammelband ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil wird das Bildungsmäzenatentum in der Frühen Neuzeit thematisiert. Doppelt so umfangreich ist der zweite Teil, in dem die Autoren und Autorinnen demselben Phänomen im bürgerlichen 19. Jahrhundert nachspüren. Eingeleitet wird der Band durch Jonas Flöter, der die Aktualität des Themas herausstreicht und der Leserschaft einige be-

griffliche Klärungen mit auf den Weg gibt, was Gerhard Kluchert in seinen «systematisch-historischen Überlegungen» (S. 25ff.) auch tut. Das führt leider zu Beginn zu einigen Redundanzen. Darüber hinaus aber übernimmt Kluchert die für jeden Sammelband wichtige und zugleich schwierige Aufgabe, eine Klammer für die folgenden Beiträge zu formulieren. Der Versuch, die beiden Epochen thematisch zu verknüpfen, erscheint als gewagtes Unternehmen. Gegen diese kaum aufzulösende Problematik führt Kluchert an, dass mit dem Sammelband «ohnehin Neuland» betreten werde und es angesichts des Forschungsdesiderates «schon viel» sei, wenn das Phänomen Bildungsmäzenatentum in seinem jeweiligen historischen Umfeld analysiert werde (S. 31). Bieten die zwei Paradigmen «Konfessionalisierung» und «Bürgerlichkeit» einen je epochenspezifischen Zugriff auf das Phänomen, so sieht Kluchert in beiden auch die Möglichkeit einer epochenübergreifenden Interpretationslinie. Im Zuge eines Säkularisierungsprozesses sei die Frage interessant, ob sich hinsichtlich der Motive der Mäzene ein Wandel der jenseitigen Orientierung und der Angst um das eigene Seelenheil hin zu einem diesseitigen Engagement in einer Gemeinschaft von «Freien und Gleichen» ausmachen lässt (S. 33). Die zweite Interpretationslinie der «Verstaatlichung» könne zeigen, dass Landesherren schon im frühen 16. Jahrhundert versuchten, einen stärkeren Einfluss auf das Bildungswesen zu nehmen: Ein Prozess, der sich im 19. Jahrhundert mit der Nationalstaatenbildung noch ausgeprägter zeigen liesse.

Die ersten vier Beiträge befassen sich mit dem 16. Jahrhundert. René Franken zeichnet die Gründung der Universität Köln im Jahre 1388 nach, die als erste auf eine städtisch bürgerliche Initiative zurückzuführen ist und damit ein epochenübergreifendes Beispiel bietet. Dem Thema des weiblichen Bildungsmäzenatentums in der frühen Neuzeit widmet sich Andreas Rutz, der am Beispiel der Stiftungstätigkeit der Devotessen im Rheinland zeigt, wie für personelle und geistig-ideologische Kontinuität gesorgt werden konnte, indem mit dem Kapital nicht nur die Gründung einer Schule ermöglicht wurde, sondern zugleich eine Gemeinschaft, aus der sich geeignete Lehrerinnen rekrutieren liessen. Christine Absmeier zeigt den gesellschaftlichen Nutzen und die Funktion eines Renaissancefürsten, der angesichts der Bedrohung durch die radikale Reformation eine Allianz mit den Eliten eingeht, die auf Basis seines Bildungsmäzenatentums gefördert wurden. Tim Geelhaar erklärt die Entstehung der Universitätskollegien aus dem Umfeld und der Tradition des mittelalterlichen Stiftungswesens heraus. Sehr erläuterungsreich sind seine Analysen zum ständig zu meisternden Spagat zwischen dem ursprünglichen Stifterwillen und den gewandelten Lebensbedingungen und der daraus resultierenden Gefahr eines Strukturkonservatismus. Auch Susanne Knackmuss und Alrun Tauché thematisieren in ihren Beiträgen für das 19. Jahrhundert die Motive

der Stifter in ihrem Spannungsverhältnis zur Wirkung der eingesetzten Fördermittel. Gleich mehrere Aufsätze zum bürgerlichen Zeitalter legen den Schwerpunkt auf das spannungsvolle Verhältnis von privatem Engagement und staatlicher Bildungsförderung. So verweisen Stephen Pielhoff und Rüdiger Löffelmeier auf die konjunkturell bedingten Schwankungen der Stiftungsvermögen und die zunehmend geforderte Absicherung der Bildungsfinanzierung durch öffentliche Gelder. Ein Prozess, den Ulrike Laufer in ihrem Beitrag zum bürgerlich-gewerblichen Schulwesen nachzeichnen kann, ebenso wie Ralf Spicker, der darstellt, wie sich ausgehend von einem privaten Engagement die Technikwissenschaften in Stuttgart etablieren und durch staatliche Finanzierung dauerhafte Strukturen geschaffen werden konnten. Wie schwierig es ist, in diesem Verstaatlichungsprozess von einem eindeutigen Bruch sprechen zu können, darauf verweist Hans-Martin Moderow. Ist auf Gesetzesebene die Trennung der Volksschule von der Kirche jeweils mit einem Datum festzumachen, so ist die Überführung der kirchlichen Stiftungsvermögen in das Volksschulvermögen regional sehr unterschiedlich und fließend, wie der Vergleich zwischen Sachsen, Brandenburg und Württemberg zeigt. Anja Richter und Jonas Flöter betonen in ihren Beiträgen das bürgerliche finanzielle Engagement in Form von assoziativen Stiftungen.

Hat Gerhard Kluchert in seiner Einführung den Fokus insbesondere auf die historische Dimension gelegt und nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten in den beiden thematisierten Epochen gefragt, so sollen hier zusammenfassende und weiterführende Überlegungen zum Phänomen Bildungsmäzenatentum und Schulstiftungen angefügt werden. Alle Beiträge zeigen, dass bei finanziellem Engagement immer sehr konkrete Interessen verfolgt werden, und dass diese nicht immer in einem spannungsfreien Verhältnis zum sich verändernden Gemeinnutzen stehen. Während im 16. Jahrhundert der Mäzen vor allem als adeliger Auftraggeber und individueller Förderer in Erscheinung tritt, übernimmt diese Funktion im 19. Jahrhundert das Bürgertum durch sein finanzielles Engagement. Allen gemein ist die Absicht, aktiv in den bildungspolitischen Prozess einzugreifen und Veränderungen des sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Umfeldes mitzutragen oder Bestehendes zu erhalten. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und der aktuellen Debatten ist meines Erachtens zum Beispiel die weiterführende Frage zu stellen, welche Funktion der sich ausbreitende Staat im 19. Jahrhundert wahrnimmt, resp. welche Interessen bei der Finanzierung durch die öffentliche Hand verfolgt werden, denn epochenunabhängig gilt: Wer zahlt befiehlt oder wer etwas durchsetzen und erreichen möchte, muss auch zahlen wollen und zahlen können.

Der vorliegende Band lässt sich als Bestandesaufnahme von skizzenhaftem Charakter und darüber hinaus aber auch als Aufforderung verstehen, das

Thema der Bildungsfinanzierung vermehrt unter historischer Perspektive zu erschliessen.



Flöter, Jonas/Ritzi, Christian (Hrsg.): *Bildungsmäzenatentum. Privates Handeln – Bürgersinn – kulturelle Kompetenz seit der Frühen Neuzeit*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2007. 432 S. ISBN 978-3-412-13606-2 CHF 93.-; EUR 54.90

Jason Nicholls (ed.): *School History Textbooks across Cultures*

Anregende Fallstudien

• Georg Stöber

Um es vorweg zu nehmen: Zwei Aspekte, die der Titel des Bandes und der Herausgeber in seiner Einleitung thematisieren, sollte der Lesende nicht erwarten. Es geht nicht um «Kultur» in dieser Veröffentlichung und um deren Einfluss auf Geschichtsschulbücher, wenigstens nicht im Sinne – oftmals als relativ *stabil* gedachter – «kultureller Muster». Die kulturelle Einbettung historischer Bildung (wie auch der Bildungsforscher), von der Jason Nicholls in seiner Einführung spricht, bezieht sich in den Beiträgen vor allem auf den gesellschaftlich-politischen Rahmen: Dieser Sammelband macht deutlich, wie sehr politische und gesellschaftliche *Entwicklungen* die jeweiligen Geschichtsschulbücher prägen.

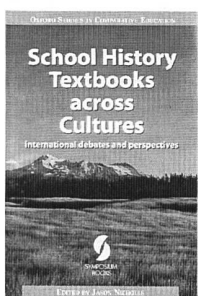
Der zweite Aspekt, der in der Einleitung angeschnitten, in den Beiträgen aber nicht realisiert wird, ist der des Vergleichs. Die Beiträge selbst nehmen keine internationalen Vergleiche vor. Der Band bietet vielmehr sieben nationale Fallstudien aus der Feder führender Schulbuchexperten: zu den USA (Stephen J. Thornton), Italien (Luigi Cajani), Japan (Masato Ogawa und Sherry L. Field), Deutschland (Falk Pingel), Russland (Marina Erokhina und Alexander Shevyrev), England (Keith Crawford und Stuart Foster) sowie Frankreich (Marie-Christine Baquès). Die Schwerpunkte der einzelnen Beiträge sind unterschiedlich und an spezifischen nationalen Entwicklungen ausgerichtet. So fokussieren beispielsweise Ogawa und Field auf die politischen Entwicklungen in Japan, die der Debatte um die japanischen Geschichtsschulbücher zugrunde liegen, und Pingel auf den Prozess der deutschen Wiedervereinigung im Bildungsbereich sowie auf die Konsequenzen für die Curriculum- und Schulbuchgestaltung. Crawford und Foster nehmen dagegen die ökonomische Seite der Schulbuchproduktion in den Blick. Nicholls weist zudem in seiner Einführung

auch auf die Rolle internationaler Organisationen (Völkerbund, UNESCO, Europarat) hin.

Aber auch wenn die Beiträge unterschiedliche Fragestellungen verfolgen, sind die Schnittmengen sehr gross. Auch wenn Generalisierungen und Vergleiche im Band selbst fehlen, mag sich der Lesende hierzu motiviert fühlen. Verschiedene Dimensionen, bei denen solche Unterfangen fruchtbar gemacht werden könnten, werden in den Beiträgen deutlich. Die Auswirkungen von Systemwechseln im Gefolge von Kriegen (Japan, Italien, Deutschland) oder gesellschaftlicher Transformation (Russland, Deutschland) auf den Geschichtsunterricht werden angeschnitten und böten sicher eine interessante Vergleichsperspektive. Auch Konflikte, die um Schulbuchinhalte entbrennen (Italien, Japan) und in Verbindung mit solchen politisch-gesellschaftlichen Wandlungsprozessen stehen, könnten eine Vergleichsdimension bilden.

Ausserdem werden verschiedene Variablen, die sich auf Art und Güte des Unterrichtsmediums «Geschichtsschulbuch» auswirken, in den Beiträgen angeschnitten: so der unterschiedliche Umfang (und verschiedene Wege) staatlicher Kontrolle wie zentrale Curriculum-Planung, Prüfungen, oder Zulassungsverfahren von Schulbüchern. Auch die Auswirkung des Warencharakters des Schulbuchs als Produkt eines freien Schulbuchmarktes, das verkauft werden will, wird angesprochen; hier fehlen leider Fallstudien, bei denen der Markt keine oder eine geringere Rolle spielt.

Sind die Schulbücher weiterhin die autoritative Quelle bei der Ausformung historischen Bewusstseins, wie ihnen oftmals zugeschrieben wird, oder machen ihnen andere Informationsquellen wie die «neuen Medien» heute diese Bedeutung streitig? Nicholls lässt diese Frage offen und hält die Funktion für variabel, abhängig von diversen Rahmenbedingungen, die den Einsatz der Bücher in und ausserhalb des Unterrichts bestimmen. Die Funktion, die Schulbücher im Unterricht selbst spielen, als einzige Informationsquelle für Lehrer und Schüler, als Arbeitsmittel, als operationalisiertes Curriculum oder Curriculumersatz, wäre eine weitere Vergleichsdimension. Allerdings müssten dazu auch Fälle über die angesprochenen Industriestaaten hinaus gewählt werden. Mit diesen Einschränkungen bietet der vorliegende Band auf seinen 124 Seiten interessante und wichtige Fallstudien und zahlreiche Denkanstösse für zukünftige Vorhaben.



Nicholls, Jason (ed.): School History Textbooks across Cultures: international debates and perspectives
Oxford: Symposium 2006.
124 S.
\$ 48.–
ISBN 1-873927-50-9

Juliane Jacobi (Hrsg.): Zwischen christlicher Tradition und Aufbruch in die Moderne

Das Hallesche Waisenhaus im Kontext (früh)neuzeitlicher Bildungsgeschichte

• Franz-Michael Konrad

Die Einrichtungen, wie sie der Pietist August Hermann Francke bis zu seinem Tod 1727 in Halle ins Leben gerufen hat, gelten als herausragende pädagogische Exempla sowohl in der Geschichte des Schulwesens als auch in der Kinder- und Jugendfürsorge und sind in dieser Duplizität ein seltener Fall. Es heisst, sie hätten das pädagogische Denken und Handeln weit über die Epoche ihrer Gründung hinaus beeinflusst. Bis in die jüngere Vergangenheit bestand das Problem freilich darin, dass die behauptete Bedeutung und der angebliche Einfluss der Hallenser Einrichtungen eher ein literarisches Phänomen und das Produkt spezifischer historiographischer Konstruktionen gewesen sind. Erst in den zurückliegenden knapp zwei Jahrzehnten konnten die umfangreichen Quellenbestände der Franckeschen Stiftungen auf eine Weise erfasst und der Forschung verfügbar gemachten werden, die es nunmehr möglich macht, diesen pädagogischen Mythos realgeschichtlich zu erden.

Eben dieser Aufgabe hat sich in den Jahren 1999 bis 2004 das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt «Franckes Schulen» gewidmet, und zwar mit Schwerpunkt auf die Frühgeschichte der Franckeschen Einrichtungen bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Mithilfe der elektronischen Datenverarbeitung konnten grosse Datenbestände – wir sprechen von Dokumenten, die sich auf mehr als 8000 Schüler beziehen – ausgewertet werden, womit das Projekt auch einen Beitrag zu dem in der historischen Bildungsforschung eher seltenen Zusammenspiel von empirisch-quantitativer und hermeneutisch-qualitativer Methodenpraxis geleistet hat.

Das vorliegende Buch dokumentiert Vorträge, die im Frühjahr 2005 auf einer (wohl aus Anlass des formellen Projektendes) in Halle durchgeführten Tagung gehalten wurden. Auch wenn zuvor schon andernorts und von den verschiedensten Autorinnen und Autoren Ergebnisse der Projektarbeit mitgeteilt worden sind, haben die Beiträge des Bandes einen hohen Neuigkeitswert, ganz abgesehen davon, dass sie einen Einblick in die Projektarbeit und damit in die Werkstatt aktueller historischer Bildungsforschung geben.

Die Beiträge des Bandes lassen sich grob drei Themenfeldern zuordnen: Da sind einmal Artikel, die, ohne einen unmittelbaren Bezug zu den Franckeschen Einrichtungen aufzuweisen, die bildungsgeschichtliche, insbesondere die schulgeschichtliche Gesamtlage in der frühen Neuzeit, dem Zeitalter vor dem Anbruch der Moderne, thematisieren. Zu nennen ist hier Rudolf W. Kecks Analyse des frühneuzeitlichen Schulwesens mit Schwerpunkt auf

dem Reformationszeitalter. Den Blick auf die Jesuitenschulen und Frankreich lenkt Marie-Madeleine Compère, die vor dem Hintergrund einer spezifischen, besonders in Frankreich virulenten Wahrnehmung der *regula studiorum* (1599) auf die Differenz von Diskurs und Praxis aufmerksam macht: Aus der Norm, die diese für das katholische Schulwesen in Europa so zentrale Ordnung vorgibt, kann nur sehr bedingt auf die Wirklichkeit von Erziehung und Unterricht in den entsprechenden Einrichtungen geschlossen werden. Eine internationale Perspektive wählt auch Stefan Ehrenpreis, der für die verstärkte Berücksichtigung der frühneuzeitlichen Elementarschule plädiert, die es ebenso wie das bisher in der Forschung bevorzugte höhere Schulwesen im Kontext religiöser Beeinflussungsprozesse wahrzunehmen gelte, was er in vergleichender Weise, nämlich mit Bezug auf ausgewählte Befunde der internationalen historischen Bildungsforschung, zu begründen versucht.

Sodann finden wir Beiträge, die sich, gewissermaßen aus der Mitte des Projektes heraus, mit einzelnen Aspekten des Hallischen Pietismus und seinen Institutionen befassen. Juliane Jacobi hat die in den Matrikeln des Waisenhauses niedergelegten Beurteilungen der Kinder durch die Erzieher inhaltsanalytisch ausgewertet und dabei bemerkt, dass die pietistische Erziehung, so erfolgreich sie in anderer Hinsicht auch gewesen ist, ausgerechnet im Blick auf ihr zentrales Erziehungsziel «Frömmigkeit» bei den Kindern wenig bewirkt hat. Dies unterstreicht erneut die Limitierungen, denen aus präskriptiven Quellen gewonnene bildungsgeschichtliche Erkenntnisse grundsätzlich unterliegen. Dass aus Programmen nur begrenzt auf die Realität rückgeschlossen werden kann, das hatte ja schon Compère in ihrem Beitrag deutlich werden lassen. Die Funktion der Lateinischen Schule als von zahlreichen Schülern bewusst aufgesuchter Ort, um sich qualifiziert auf ein Studium an der Universität Halle vorbereiten zu lassen, untersucht Silke Brouckhoff. Weil man vielfach weiss, was aus den Zöglingen später geworden ist, lässt sich konstatieren: Der soziale Aufstieg, der durch Schulbesuch grundsätzlich möglich war, war im Falle dieser jungen Leute in Halle in überdurchschnittlicher Weise gegeben.

Schliesslich finden wir Beiträge, die sich mit der Ausstrahlung der Franckeschen Einrichtungen auf andere, vergleichbare Institutionen in Brandenburg-Preussen befassen. Das ist ein unter dem oben angesprochenen Aspekt «Mythos Halle» besonders wichtiger Gesichtspunkt: Wie darf man sich die Francke-Rezeption in der Realität vorstellen? Immerhin muss Axel Oberschelp die in der Literatur bisher sehr hoch gehandelte Bedeutung des «Exports» der Hallischen Pädagogik durch ehemalige Schüler der Franckeschen Schulen, die nach ihrem Abgang als Lehrer an anderen Schulen im Königreich tätig geworden sind, durchaus relativieren. Allenfalls auf die Fortentwicklung des Unterrichts hätten diese an ihren neuen Wirkungsstätten Ein-

fluss genommen, nicht aber den Geist des Hallischen Pietismus dort implantiert. René Schreiter stellt das unter der persönlichen Mitwirkung Franckes gegründete Potsdamer Militärwaisenhaus vor, mit dessen pietistischer Prägung es aber schon bald nach dem Tod Franckes vorbei war. Friedrich-Franz Menzel zeichnet anhand der Korrespondenz, die Francke und dessen Sohn mit in Berlin, Potsdam und Königsberg in verantwortliche Positionen gekommenen Absolventen der Hallischen Einrichtungen geführt haben, die Umriss einer solchen pietistischen Kommunikationsstruktur samt deren Inhalten nach.

Alle diese Beiträge sind jeweils mit Kommentaren versehen, die sich mitunter selbst als eigene kleine Abhandlungen präsentieren. Etwa wenn Fritz Osterwalder die Gelegenheit nutzt und aus seinen eigenen Untersuchungen zum französischen Jansenismus berichtet oder Daniel Tröhler gar einen methodologischen Perspektivenwechsel in der Historiographie vorschlägt.

Was ist der Ertrag des Buches? Eine dezidiert kritische Reflexion dieser Frage ist insofern schwierig, als – es wurde gerade darauf hingewiesen – die genannten Einzelbeiträge mit (meist sogar mehreren) Kommentaren versehen worden sind. Die Kommentatoren haben sich natürlich jeweils alle Mühe gegeben, auf mögliche Defizite, übersehene Aspekte und alternative Deutungsmöglichkeiten aufmerksam zu machen. Dies hier zu wiederholen, kann nicht Sinn einer Rezension sein. Deshalb soll an dieser Stelle der Versuch einer summarischen positiven Würdigung stehen. Aus der Fülle hier zu nennender Aspekte mögen die folgenden exemplarisch angesprochen sein:

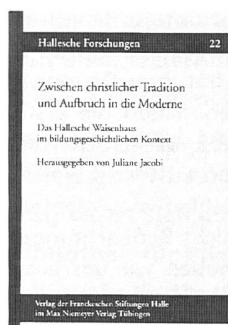
Erstens wurde mit der intensiven Auseinandersetzung mit dem Hallischen Pietismus und seinen Protagonisten erneut daran erinnert, dass die Pädagogik der Moderne nicht mit der Aufklärung beginnt, lassen sich deren Spezifika doch nur von ihren vormodernen Wurzeln ausgehend verstehen. Die Unmöglichkeit, im Kontinuum des historischen Prozesses mit Anfangskonstruktionen zu arbeiten, gilt für das pädagogische Denken wie für die Institutionengeschichte gleichermassen. Gerade das lehrt die Lektüre der Beiträge dieses Bandes auf eindruckliche Weise.

Zweitens dürfen die Beiträge des Bandes den Anspruch erheben, das Bild, das wir uns bisher von den Franckeschen Unternehmungen in Halle machen konnten, reichlich differenziert und präzisiert zu haben. Insbesondere ist es nun möglich, die soziale Wirklichkeit hinter der Programmliteratur des Hallischen Pietismus und seiner historiographischen Verarbeitung doch ein wenig klarer zu sehen.

Drittens kann die Erweiterung des Kenntnisstandes zur frühneuzeitlichen Schulgeschichte nicht übersehen werden. Nicht selten besteht dieser in der empirischen Bestätigung bisher eher behaupteter als belegter Annahmen. Denken wir beispielhaft nur an das Phänomen des sozialen Aufstiegs durch

Schulbesuch und Bildung, wie er am Beispiel der Franckeschen Latina konkret nachgewiesen werden konnte.

Viertens müssen an lieb gewordenen Klischees Korrekturen vorgenommen werden: Weil das Halle'sche Waisenhaus nicht vorrangig eine armenpflegerische Funktion erfüllt hat – wie die Analyse des Sozialstatus der betroffenen jungen Leute sowie das grosse Gewicht, das der Studienförderung zumindest im Rahmen der lateinschulischen Ausbildung zukam, belegen –, muss sein Rang in der Geschichte der Sozialpädagogik überdacht werden.



Juliane Jacobi (Hrsg.): Zwischen christlicher Tradition und Aufbruch in die Moderne. Das Halle'sche Waisenhaus im bildungsgeschichtlichen Kontext

Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2007. 227 S.

CHF 70.90; EUR 42.–

ISBN 978-3-484-84022-5

Lorraine Daston/Peter Galison: Objectivity

Die Historizität des wissenschaftlichen Blicks – oder: Objektivität hat eine Geschichte

• Heinz-Elmar Tenorth

Die wissenschaftliche Objektivität hat eine Geschichte – das ist die These dieses Buches und das Thema der Geschichte, die Lorraine Daston und Peter Galison in einer so überzeugenden wie überraschenden, anschaulichen wie theoretisch reflektierten Geschichte erzählen. Anhänger der historischen Epistemologie mag die These nicht wirklich überraschen, aber wie die Direktorin des Berliner Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte und der Harvard-Professor für *History of Science and Physics* die Geschichte der Objektivität seit dem frühen 18. Jahrhundert und in der Abfolge von drei Versionen dieser zentralen «epistemischen Tugend» (neben den anderen der «Gewissheit, Genauigkeit, Wiederholbarkeit», die sie nicht behandeln) darstellen, das hat zu Recht die Emphase erzeugt, die für dieses Buch bei Wissenschafts- und Kunsthistorikern sowie Epistemologen gleichermaßen rasch ausgebrochen ist. An dieser Stelle kann es deshalb nicht darum gehen, diese Studie zu kritisieren, sie soll vorgestellt werden, als Anstoss für unsere eigene wissenschaftshistorische Arbeit, und zugleich für die Möglichkeiten, die sich als Anschlussfragen für die Erziehungswissenschaft ergeben.

Zunächst muss man ja sehen, dass Daston und Galison nur für eine bestimmte species von Wissenschaften argumentieren, für die «Beobachtungswissenschaften», also die «Wissenschaften, für die

das Auge wichtig ist, von der Anatomie bis zur Physik, von der Meteorologie bis zur Embryologie» (S. 22 – ich zitiere nach der deutschen Ausgabe). Für sie wird gezeigt, wie sich Objektivität in drei je dominierenden Gestalten in strenger Abfolge (ohne dass eine der Gestalten dabei gänzlich verschwindet) historisch präsentiert, nämlich als «Naturwahrheit», als «mechanische Objektivität» und als «geschultes Urteil», immer basierend im «wissenschaftlichen Selbst» der Forschergemeinschaft, der diese Tugend ihre Geltung im Alltag der Arbeit verdankt. Für die Beobachtungswissenschaften gilt diese These, weil Daston und Galison die Sequenzierung als Folge von Weisen des Sehens darstellen, als «Erkenntnistheorie des Auges», dokumentiert in ihrer zentralen Quelle, den Atlanten, in denen sich «die Bilder-geschichte der Objektivität» manifestiert und die mit diesen «standardisierten Arbeitsobjekten» einer Wissenschaft zugleich das Selbst des Wissenschaftlers prägen, sozialisieren und schulen und die Formen und Kriterien des Sehens einüben. Es macht nicht den geringsten Teil der Faszination dieses Buches aus, dass neben zahlreichen schwarz-weißen Abbildungen auch in mehrfarbigen Bildtafeln in opulenter Qualität die notwendigen Belege für die Argumentation zur Beweisführung dem Band beigegeben sind (in der deutschen wie in der amerikanischen Version, wenn auch nicht immer in der gleichen Grösse).

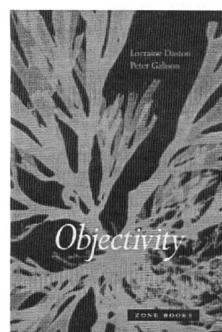
Die erste Überraschung, die dieses Buch aber generell bietet, ist die These vom späten Ursprung des modernen Verständnisses von «Objektivität», als des äusseren Gegenstands, der «Natur», die der «Subjektivität», dem Selbst des Wissenschaftlers entgegengesetzt ist. Dieses Verständnis regiert nämlich erst seit und nach Kant, es ist nicht identisch mit dem, was man unter Wissenschaft insgesamt versteht, es wird in der Mitte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt und bestimmt die Sequenz seiner sich historisch abwechselnden Bestimmung. «Naturwahrheit», wie seit Linné, bedeutet dabei, dass die Forscher durch Auswahl und Weglassen das ideale Bild der Natur zeichnen, eng verbunden mit dem Künstler; sie interessiert die Gattung in ihrer reinen Gestalt, nicht das Exempel. «Mechanische Objektivität» kommt zur Geltung – als Tugend wie als Regulativ der Praxis des wissenschaftlichen Selbst, jetzt in der Differenz von Wissenschaftler und Künstler – seit man sensibel wird für die Stilisierung der alten Bilder, jetzt will man «Blindsehen», durch Apparate, die selbst die Untersuchungsobjekte in ihrem Zustand aufzeichnen, durch Fotografien auch; bei Helmholtz, Bernard oder Huxley sieht man den Übergang, an den Kontroversen zum Beispiel über Ernst Haeckels Zeichnungen die Fallstricke, die hier thematisiert werden. In wissenschaftstheoretischer Kritik von Frege zu Russell oder Carnap werden diese Bilder problematisiert, «strukturelle Objektivität», eine Objektivität ohne Bilder wird das Ideal, aber die Naturforscher nehmen diese Vorgabe nicht an. Sie gehen erneut über zum Bild, zu

dem, was auf dem «geschulten Urteil» des Forschers basiert, also ein interpretiertes Bild präsentiert, bis hin zu den aktuellen bildgebenden Verfahren.

Daston und Galison schreiben damit eine Wissenschaftsgeschichte, die nicht dem mainstream folgt, also etwa zuerst den «Kontext» der Disziplin und Forschung zeigt oder sich sonst wie soziologisch orientiert, und die auch nicht den gängigen grossen Zäsuren neue Bestätigung gibt. Sie zeigen die Praxis der Wissenschaft, ihre Praktiken, und das heisst auch die «Objektivität in Hemdsärmeln, nicht in der Tunika einer Marmorstatue» (S. 56). Man lernt dabei die Praxis grosser Forscher kennen, von Linné bis zur Nanophysik, und sieht, wie die Methode dieser Praxis – die Konstruktion ihrer Bilder, Tugenden und Normen, Praktiken und Aktionen, als Realität der Konstitution der Objekte und der Möglichkeit ihrer Beobachtung zugleich – die spezifische Erkenntnis erzeugt, die für die Objektivität der Bildwissenschaften typisch ist, und zwar in ihrer eigenen Historizität.

Kann auch der Historiker davon lernen, abgesehen von der Herausforderung, der sich jeder Wissenschaftshistoriker gegenüber sieht, der jetzt bei seiner eigenen mühseligen Arbeit das fast schon einschüchternde Vorbild von Daston und Galison vor Augen hat, in dem sorgfältigste Aufmerksamkeit für das Detail der wissenschaftlichen Praxis mit der souveränen Distanz gegenüber der Vielfalt und inspirierender theoretischer Ordnungskraft verbunden ist? In jedem Fall liest man vor diesem Hintergrund die Wissenschaftsgeschichte auch anderer Disziplinen anders, fragt sich, ob zum Beispiel in den gängigen Geschichten der Sozialwissenschaften die Historizität ihrer Geltungskriterien, ihr Komplex von Tugenden und Erwartungen, Denkbildern und Praktiken, ihr Modell des Selbst, ebenfalls in der Qualität des Materials präsent ist wie in den Atlanten der Beobachtungswissenschaften und ihrer

reflektierten Analyse. An grossen Thesen fehlt es ja spätestens seit Foucault und seinem Bild vom wissenschaftlichen Selbst nicht (das Daston und Galison erweitern), aber vielleicht doch an der historiographischen Basis. Für die Erziehungswissenschaften in ihrer Geschichte ist ja schon zu diskutieren, wo man das funktionale Äquivalent zu den Atlanten findet. Sicherlich nicht in den metatheoretischen Debatten über den anzustrebenden Status der Erziehungswissenschaft, denn die bieten kaum die wirklich folgenreichen «Arbeitsobjekte», vielleicht schon eher im kodifizierten Wissen der Lehr- und Handbücher, aber die haben je nach Referenz – Profession oder Forschung – unterschiedlichen Status, sie sind selbst kaum hinreichend untersucht, schon gar nicht für die Historizität ihres Objektivitätsmodells und seiner Kriterien. Schon die erste Frage, zu welcher Gattung von Wissenschaften denn die Bildungsforschung gehört, ist nicht hinreichend beantwortet. Aus dem Fehlen von Atlanten darf man schliessen, dass wir nicht Beobachtungswissenschaft sind, textbasiert haben wir uns eine Zeit lang verstanden, dann statistikbasiert, aber die historische Epistemologie des Wissens von der Erziehung, das lernt man bei Daston und Galison, ist noch nicht geschrieben.



Lorraine Daston/Peter Galison: *Objectivity*
New York: Zone Books 2007.
501 S.
EUR 30.95; \$ 38.95
ISBN 978-1-890951-78-8
dt.: *Objektivität*
Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007. 531 S.
CHF 56.60; EUR 34.80
ISBN 978-3-518-58486-6